



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Fester, Julius: Die Maas und ihre Anwohner.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Maas und ihre Anwohner.

Von

Julius Fester.

Völker und Völkerstämme theilen sich ab nach Flußgebieten und wo nicht Staatsgewalt und Politik eine künstliche Trennung hervor gebracht haben, da entfaltet sich von den beiden Ufern eines Flusses an bis in die fernsten Nebenthäler das rege Leben eines und desselben, in Sprache und Sitte gleich gebildeten Stammes. Wohl nur in den ersten Zeiten der Unkultur konnte ein mächtiger Strom den umherziehenden, Krieg und Jagd suchenden Wilden zur hem menden Grenze werden; wo aber die Civilisation die Wälder aus gerodet, die Felder befruchtet und zierlichere Wohnungen aufrichtet, da ist der Fluß keine Trennung mehr, sondern eine leichte Verbin dung, und der Kahn trägt den Freund leichter zum drübenwohnenden Gastfreunde, als selbst Roß und Fuhrwerk den zackigen Berges samm überschreiten. Warum also, wenn die Familie sich vermehrt und sich auszudehnen sucht, nicht lieber im freundlichen Flußthale und seinen Nebenthälchen als jenseit des Berges sich ansiedeln?

Läßt auch Cäsar den Rhein die Grenzscheide zwischen Gallien und Germanien bilden, so treten wir hier eines Theils in jene Zeiten der Unkultur zurück, anderen Theils hat die Völkerwanderung diese Unterscheidung gänzlich aufgehoben. Wenn nun auch im Vertrage zu Verdun der Rhein wieder als die Grenze Deutsch-

lands von Lothar's Reiche angenommen wurde, so hat erstens diese Theilung bekanntlich nicht Stand gehalten, andrer Seits aber zeigte der Verfolg und zeigt es im Volke bis auf den heutigen Tag, daß das deutsche Volk auf der linken Seite des Rheines sich bis zu den oberländischen Alpen, den Vogesen, Ardennen, und weiter unten bis zum Meere ausdehnte.

Wenn man im Jahre 1815 das von Ludwig XIV. ungerecht eroberte Elsaß, ich weiß nicht aus welcher Politik, dem französischen Reiche einverleibt ließ, so stand es im Jahr 1830 nach allem Völkerrecht jener echt deutschen Provinz frei, sich dem deutschen Staatsverbande wieder anzuschließen, was auch wahrscheinlich geschehen wäre, wenn nur die deutschen Regierungsverfassungen ein wenig lockender gewesen wären.

Dadurch aber wäre Frankreich auf seine wahren Grenzen beschränkt worden, und der Vorwand wäre ihm genommen, nach welchem man sagt: Frankreich geht im Elsaß bis an den Rhein, schließt hier deutsch redende Franzosen ein, warum sollte nicht aus demselben Grunde das ganze linke Rheinufer und Belgien mit, trotz andrer Sprache und verschiedener Sitte, ebenfalls zu Frankreich gehören können, da ja nach Cäsar und dem Verduner Vertrage die Grenzen Deutschlands einmal bloß bis an den Rhein gingen.

Aber derjenige, welcher die Länder nicht wie ein Stück Waare betrachtet, das man nach Willkür in dem Ausschlag der Waffen bald diesem, bald jenem Reiche einverleibt, wer nach dem Unterschiede von Sprache und Sitte die Völkereinteilungen anstellt, der findet leicht, daß Frankreich sich nirgends bis zum Rhein erstreckt, daß, wie gesagt, die Vogesen und die Ardennen und die hohe Ween seine Grenzen gegen Deutschland zu bilden, daß aber der Rhein in seinem ganzen Flußgebiete, vom Ursprunge bis zur Mündung, wahrhaft deutsch ist.

Wenn auch nicht in der ganzen Ausdehnung von der Quelle bis zum Ausfluß, finden wir doch die oben angeführte Wahrheit, daß ein Fluß und sein Gebiet eher die Vereinigung als die Trennung gebildeter Volksstämme constituiren, mehr oder weniger bei allen Strömen bestätigt.

So zeigt auch die Maas, wenn sie schon in ihrem obern Theile französisch, in der Mitte wallonisch und gegen ihren Ausfluß hin

deutsch-holländisch ist, daß sie diesen Charakter der einzelnen Stämme wenigstens in der ganzen Breite ihres Flußgebietes beibehält.

Ein interessanter Fluß ist die Maas in jeder Beziehung. Vergleicht man sie mit dem kräftigen, männlich starken Rheine, so stellt sie sich bald im Gegensatz zu diesem in wahrhaft weiblichem Charakter dar.

In einer dunkeln Ecke des wasgauischen Gebirges, an der Abdachung der Hochebene von Langres entsprungen, fließt sie dahin in sanft sich absenkendem Thale, fast in gerader Linie, unbeachtet, wie ein still beschauliches, nur mit sich selbst spielendes Mädchen. Nach und nach öffnet sich ihrem Laufe ein breiteres Thal, mit entfernteren schwelenden Hügeln, den dunkeln Träumen der heranwachsenden Jungfrau, die mit den ersten Schiffen in die Jahre der Mannbarkeit getreten, nun allmählig (hinter Givet) anfängt, Felsen in phantastischen Gebilden um sich aufzuthürmen. Alles verräth die Munterkeit und Schwärmeret des jungfräulichen Geistes; nun nimmt sie die Pesse auf: wie begierig horcht sie den Erzählungen, die diese neue Freundin ihr von ihrer unterirdischen Fahrt\*) vertraut, — immer kühner wird ihr phantastischer Geist in seinen Gebilden, schroff aufsteigende Felsen umgeben sie und nur mit Mühe drängt sich ein Städtchen (Dinant) zwischen sie und die himmelanstrebenden Steinmassen. Aber ihre weibliche Natur läßt sie sich nicht zu lange entfernen von den sanfteren Gefühlen; da tritt sie aus den schroffen Umgebungen heraus, grüne Wiesen befränzen ihre Ufer, die Hirtenflöte ertönt von den sanften Abhängen, wo die Heerde graset, freundliche Landhäuser mit Gärten und Feldern lagern sich an ihrem Strande, freudig trägt sie schwerere Schiffe und zeitenweise duldet sie selbst die größere Last des sie bis in die innerste Tiefe erschütternden Dampfbootes.

Doch nicht gänzlich hat ihr romantischer Sinn sie verlassen und von mädchenhafter Laune ist sie noch nicht befreit. Noch erheben sich von Zeit zu Zeit sonderbar geformte Felsgestaltungen an ihrem Strande, sie erfreut sich an plötzlichen, unvermutheten Wendungen und schiebt dem sie beherrschen wollenden Menschen Klippen, Sandbänke und Untiefen in den Weg, oder reißt das Schiff in

\*) Durch die Tropfstein-Höhle von Han, die dieser Bach durchfließt.

schnellen Strömungen abwärts, daß das Steuer der Gewalt nicht mehr gebieten kann; und so fährt sie fort, obgleich ihr Lebenslauf durch die Vereinigung mit ihrer wohlgezogenen Landsmännin, der *Sambre*, eine neue Richtung erhalten hat, — immer noch bleibt sie einem arbeitsamen Leben feind und noch liebt sie es, von Zeit zu Zeit mächtige und seltsam gestaltete Felsen an ihrem Ufer aufzuthürmen, bis endlich, nachdem sie schon wie zum Spiel Wiesen und Weinberge angelegt hat, der arbeitsame, jugendlich kräftige *Hoyour* auch ihr die Augen öffnet; die sanftern Hügel bedecken sich mit Weinreben und Kornfeldern; Fabriken und ausgedehnte Dörfer nehmen die Ufer in Beschlag, Landhäuser und Schlösser steigen auf allen Seiten in die Höhe, mit einem Worte, wir sehen die Jungfrau in ihrer Vollreife, auf dem Höhepunkte ihres Lebens, der sich in dem gewerbthätigen, heltern und herrlich gelegenen *Lüttich* noch besonders dargestellt findet, — aber kein würdiger Gatte stellt sich ihren Wünschen dar, immer sind es nur Freundinnen, diesmal die vereinigten romantisch lieblichen Schönen: *Besdre* und *Durthe*, die sich ihr nähern, von dem nicht gar zu fernem stolzen *Rheine*, zu dem sie ihren Lauf gerichtet zu haben schien, weist sie gebieterisch und rauh die neidische hohe *Been* zurück. Da giebt sie ihrer Laufbahn abermals eine neue Richtung; resignirt scheint sie sich dem häuslich geruhigen, gemüthlichen Leben widmen zu wollen, — arbeitsam wandelt sie zwischen den reichen Feldern und *Maestricht* erhebt sich als ein Werk ihres Fleißes. Aber schon wird sie müde dieses traurig einsamen Lebens, die trübseltige deutsche *Noer* kann sie nicht mehr erheitern, die Kraftgebilde ihrer Jugend haben sie verlassen und so schleicht sie in den sumpfigen, trüben Umgebungen, selbst trübe und düster, dahin: — da erblickt sie in der Ferne den *Rhein*, zu dem schon lange ein unbekannter Drang sie hinzog, unschlüssig schwankt sie, nähert sich, entfernt sich, — endlich kommt sie ihm entgegen und ihre altjungferliche Scheu überwindend, nimmt sie den Lebensmüden freundlich in ihre Arme auf und durchheilt nun in neuem Wirken, in stolzer Kraft den kleinen Rest ihrer Tage dem *Oceane* der Ewigkeit zu. —

So trägt die *Maas*, obschon sie ihren Charakter von ihrer Quelle bis zur Mündung dreimal verändert, diesen jedesmaligen Charakter in der ganzen Breite ihres Flußgebietes an sich. Von *Givet* an, wo sie Frankreich lebewohl sagt, bis nach *Maestricht*, wo sie deutsch-

niederländisch wird, ist derselbe der Wallonische. Dieser erstreckt sich dann auch im engsten Sinne des Wortes durch das ganze Flußgebiet, (mit Ausnahme des südlichen Theiles der Sambre) und auf diese Weise erhalten wir, ohne Rücksicht auf politische Eintheilung, die deutlichste Abgrenzung dieses Sprach- und Völkerstammes. Sobald der eben beschriebene Theil des Flußgebietes nach Norden und Nordwesten zu durchlaufen ist, gelangt man nach Brabant und Flandern, nach Süden und Südwesten trifft man französische, nach Osten und Südosten deutsche Sprache.

Wale, Wallon, die Benennung des Bewohners dieses Landstriches, der nach heutiger Eintheilung die Provinzen Lüttich und Namur umfaßt, kommt unstreitig von dem alten Gallus her und diese Bezeichnung als Gallier müßte diesem Volksstamme nothwendig verbleiben, da sie nie eigentlich einen integrierenden Theil des Frankenreiches ausmachten, sich stets abgeschlossen hielten und auch in der That von eigenen Fürsten regiert wurden. Daher liebten sie es wohl selbst, sich Gallier zu nennen, und auf diese Weise konnte sich dieser beständig gebrauchte Name leicht in das oben genannte Wort abschleifen. Die Franken, stolz darauf, den Unterworfenen ihren Namen einzupflanzen, ließen den Ausdruck Wallon erst nach und nach um sich greifen, während die Flämänder in ihrem Nationalhaß Franzosen und Wallonen mit dem alten Namen Gallier oder Walen nannten.

Das Abschleifen der Wallonen gegen Außen brachte auf diesen Volksstamm nun zunächst die Wirkung hervor, daß seine Sprache sich ganz eigenthümlich gestaltete. Nicht ein verdorbenes, schlecht ausgesprochenes Französisch, wie dies bei den übrigen Dialekten stattfindet, sondern eine aus denselben Grundlagen, wie die französische, italienische, spanische Sprache sich gebildet habende, sonst aber ganz unabhängige Tochtersprache ist das sogenannte wallonische Patois und verhält sich also zu den ebengenannten Sprachen ungefähr wie das Flämische zu dem Hochdeutschen, Dänischen und Schwedischen. Ist es nicht interessant, die Bemerkung zu machen, daß Belgien auf diese Weise zwei sich unabhängig von ihren Schwestern entwickelnde Sprachstämme enthält und die Sprache denselben Weg geht, wie die Nation, die nur gezwungen das fremde Joch ertrug und niemals unbeschränkte Unterjochung duldete! Die Beherrschung der Sprache

aber wie des Volks blieb nicht aus und der nothwendige Gebrauch der französischen Sprache für die Schrift verhinderte eine wallonische Literatur. Im Umgang aber blieb die wallonische Ausdrucksweise selbst bis in die höhern Klassen der französischen Sprache vorgezogen und man liebt es, die Kraft und Nettigkeit dieses Idioms im Vergleich mit dem obgenannten hervorzuheben und selbst Stadtprediger drücken besondere Kraftsprüche wallonisch aus.

Es ist auch natürlich, daß die Umgangssprache eines kräftigen und geistreichen Volkes diese beiden Merkmale ebenfalls an sich trägt, wenn sie nicht, wie dies hier ja gerade der Fall ist, durch fremden Einfluß verwischt oder durch ein feines Hofleben verdorben ist.

Obgleich es auf den ersten Anblick scheinen möchte, daß die Sprache viele spanische oder italienische und manche deutsche Elemente besitzt, so erweist sich dies bei näherer Betrachtung, in Beziehung auf die erstere Behauptung wenigstens, als durchaus ungegründet.

Zwar hört man vielfach jene Zischlaute *dsch* und *tsch*, wohl kann man auch hie und da ein echt spanisches Wort unterscheiden; aber Ersteres scheint überhaupt in dem Charakter der aus dem Lateinischen abgeleiteten Sprachen und ebenso im Französischen zu liegen, nur daß hier die Abschleifung weiter ging und aus jenen härteren Lauten das weiche *j*. und *ch*. machte.

Was die direkt aus dem Spanischen eingeführten Wörter betrifft, so ist ihre Anzahl sehr klein; es sind nur einzelne Ueberreste aus der Zeit, wo die spanischen Truppen hier hausten.

Interessanter ist das wenige deutsche Element, das sich in dieser Mundart vorfindet; hier haben wir nicht allein die echt deutschen Worte: *Lough* (Loch, Thüre), *Stok* (Stock), *Dank*, *Nak* (Nachen) u. s. w., sondern es finden sich gegen den Geist der französischen Sprache verstößende echt deutsche Constructionsweisen in Menge vor.

Sind die Bewohner der flandrischen Provinzen in ihrer industriellen Thätigkeit mehr ruhig und besonnen, die Franzosen obschon unternehmender als ausdauernd, so finden wir in den Bewohnern des Maasthales den Uebergang dieser beiden Charaktere; die Wallonen verbinden eisernen Fleiß und unermüdlische Beharrlichkeit mit

einem regen Unternehmungsgeiste und einer Lebhaftigkeit des Charakters, die überall an Frankreich erinnert.

Viel Wahres enthält jener bekannte Ausspruch: „Das Land der Wallonen ist das Fegfeuer der Männer und die Hölle der Frauen.“ Es versteht sich, daß man mit diesen christlich-mythologischen Bezeichnungen den Grad der Arbeit ausdrücken will, zu dem die beiden Hälften der Bewohner hier gezwungen sind. In der That, man muß staunen, steht man an den feuersprühenden Hochöfen, in den Plattmühlen und Eisenhämmern diese kaum bekleideten, rüßigen Gestalten, von dem eigenthümlichen, unheimlichen Lichte des geschmolzenen oder hellweiß-glühenden Eisens beleuchtet, sich zwischen den sprühenden Funken und vor der lodernnden Feueresse in rühriger Thätigkeit hin und her bewegen, manchmal im Dunkel verschwinden und dann plötzlich wieder erscheinen, mit einem strahlenden Eisenblocke, der unter dem gewichtigen Hammer leicht wie ein nasser Schwamm ausgedrückt und von den glühend abfließenden Schlacken gereinigt wird. Bietet sich hier die Vergleichung mit dem Fegfeuer von selbst dar, so liegt die Steigerung für das Loos der Frauen nicht mehr ferne, wenn man das von der Natur zarter gebildete Geschlecht an Bergwerken und Kohlenschiffen, Kleidung, Gesicht und Hände von dem schmutzigen Staube geschwärzt, unter den schwersten Lasten gebeugt, einhergehen sieht, wenn man diese rohen und schmutzigen Ausdrücke hört, dieses gemeine Lachen vernimmt, was Alles die durch zu schwere Arbeit niedergedrückte Menschenklasse bezeichnet.

Und wie die Frauen der untern Stände am Meisten geplagt scheinen, so ist es auch in der mittlern Klasse wieder das weibliche Geschlecht, welches sich durch seine Thätigkeit vorzüglich auszeichnet. Ist es doch etwas ganz Gewöhnliches, daß erwachsene Töchter selbst wohlhabender Familien irgend ein Geschäft beginnen und es selbst nach ihrer Verheirathung nicht aufgeben, so daß hier die Frau eines geringer besoldeten Professors Putzmacherin ist, dort eine Wirtsfrau einen Handel mit langen Waaren und Seidenzeugen treibt.

Wo giebt es noch ein Thalbecken, in welchem ein solcher Strudel industrieller Thätigkeit sich drängt, als in dem Maasthale und seinen Verzweigungen? Diese Masse von Hochöfen, Eisenhämmern

und Plattmühlen, von Zinkschmelzen und Kohlenbergwerken, von Messerfabriken und Waffenschmieden, von Tuch- und Papierfabriken, von Gerbereien und Leinwandereien, von Glashütten und Marmor-schleifereien, diese Menge von Destillirien, Brauereien und Steingutfabriken. Hier allein war es möglich ein Etablissement, wie das eines Co.terill in Seraing zu gründen und nach dem Fallimente und Tode des Stifters aufrecht zu erhalten und fortzuführen. Das Bestehen vieler dieser Etablissements beruht allerdings auf dem Reichthum des Maasthales an Marmorfelsen, Eisensteinen, Zinkminen und vorzüglich an den so nothwendigen Kohlen, aber ein weniger industrieller Volksstamm hätte selbst diese Schätze unbenutzt liegen lassen, oder wenigstens die Bearbeitung derselben nicht auf den Punkt ausgedehnt. Der Reichthum an Steinkohlen und der dadurch bedingte niedrige Preis derselben bewirkt, daß man hier oft Dampfmaschinen angewendet sieht, wo man anderwärts wohl kaum daran gedacht hätte; so sah man in diesem Sommer, bei der Aufführung eines neuen Quats bei Lüttich, eine Dampfmaschine aufgeführt, um zwei große Wasserschnecken und Pumpen in Bewegung zu setzen, wodurch denn die Arbeit im Großen gefördert werden konnte. Außerdem hat dieser Kohlenreichthum den häuslichen Einrichtungen einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt, der sich jetzt freilich fast nur auf dem Lande und in kleinern Städten erhalten hat. Es ist dies die freundliche Sitte, sich um den stets brennenden, immer reichlich versehenen Herd zu versammeln, und während man in das trauliche Feuer blickt, eine um so gemüthlichere Con-versation zu führen. Die Küche ist auf diese Weise hier kein enger rauchiger Behälter, vollgestopft mit Geschirr aller Art, sondern ein heller, großer und freundlicher Raum, wo die ganze Familie, wenn nicht auswärtige Geschäfte sie in Anspruch nehmen, sich versammelt und wo ebenfalls die wenigen vertrauteren Freunde ohne Ceremoniel empfangen werden. Ich sage mit Absicht, die wenigen vertrauteren Freunde, denn gerade dieses engere Familienleben um den Herd bringt es mit sich, daß man die Unterhaltung weniger auswärts sucht und von formellen Staatsvisiten keine Rede sein kann. Wie hier so haben die Wallonen auch in mancher andern Beziehung einen eigenthümlichen Charakter, ihre eigenthümlichen Volks sitten be- behalten, was jedoch nur von der mittlern und niedern Klasse ge-

sagt werden kann; denn die obern Stände haben sich hier an der Maas sowohl, als am Rheine und anderwärts der Herrscherin Mode gefügt.

Der Wallone ist, wie angedeutet, unternehmend, dabei kräftig und kühn; er hält eben so fest an seinen Rechten und Freiheiten als an seinen Gebräuchen und war zu jeder Zeit bereit, beide, wenn man sie ihm zu nehmen drohte, mit den Waffen in der Hand, mit Blut und Leben zu vertheidigen. So liest man in den alten Chroniken, bei den Geschichtschreibern von Lüttich und Namur, beständig von Reibungen und blutigen Kriegen, die mit der größten Erbitterung oft um die geringfügigst scheinende Sache geführt wurden, sobald sich ein Recht daran zu knüpfen schien.

Als Beispiel diene der in den Annalen der Geschichte dieses Landes so berühmt gewordene Krieg um die Kuh von Ciney. In Ciney, einem zum Condroz, einer Landschaft des Bisthums Lüttich, gehörigen Flecken, wird eine Kuh gestohlen. Ein Bürger des Ortes glaubt sie in Andenne, einer Stadt in der Grafschaft Namur, wohin der Dieb dieselbe geführt hatte, um sie auf fremdem Gebiet in Sicherheit zu verkaufen, wiederzuerkennen. Es wurde gerade ein Turnier gehalten und außer dem Grafen von Namur und andern Rittern und Herrn befand sich der Gerichtsamtman des Condroz hier anwesend. Diesem theilt jener Bürger von Ciney seine Bemerkung mit und der Amtmann, in seinem Eifer, seinem benachtheiligten Untergebenen Recht und dem Verbrechen Strafe zu verschaffen, greift zu einem Mittel, welches wohl nur in den Augen jener Zeit, wegen der Leichtigkeit, mit welcher ein Verbrecher sich durch den Uebertritt auf fremdes Gebiet der Strafe entziehen konnte, Rechtfertigung finden kann. Der Amtmann begiebt sich nämlich zu dem Bauern hin, sagt, daß er sein Verbrechen entdeckt habe, schüchtert ihn durch Drohungen ein, und sagt ihm dann, daß er Alles verschweigen und vergessen wolle, wenn der Andere, von zweien seiner Leute begleitet, die Kuh ihrem rechtmäßigen Besitzer wieder zustellen wolle. Der geängstete Dieb gehorcht, kaum aber hat er den Boden des Condroz betreten, so wird er nach dem Befehle des Amtmanns ergriffen und aufgehängt. Der Graf von Namur, der hierin eine Verrätherei gegen einen seiner Unterthanen und einen Eingriff in seine Rechte erblickte, zog verheerend ein in den Condroz und

verwüstete das Land bis an die Mauern von Ciney, worauf der Amtmann einen ähnlichen Einfall in die Grafschaft Namur unternahm und das Städtchen Jallet zerstörte. Bald nahmen der Bischof von Lüttich auf der einen und der Graf von Hennegau, so wie später der Herzog von Brabant, der schon längst mit dem Bischofe schlecht stand, auf der andern Seite Antheil an dem Kriege. Von beiden Seiten wurde hartnäckig gekämpft, 15,000 Menschen verloren dabei ihr Leben, mehrere Schlösser, viele Flecken und Dörfer und eine große Anzahl Pachtböfe wurden zerstört und der Krieg erreichte erst sein Ende, als Philipp von Frankreich als Vermittler auftrat.

So wie hier zeigten sich die Wallonen bei jeder Gelegenheit tapfer und hartnäckig an ihrem vermeintlichen oder wirklichen Rechte hangend, und so gelang es ihnen, nicht nur stets die alten Rechte und Freiheiten aufrecht zu erhalten, sondern sie erkämpften sich auch nach und nach neue, im Verhältniß als Aufklärung und Bildung fortschritten. — Der Charakter des selbstbewußten Kraftgefühls hat den Wallonen bis auf die heutige Zeit nicht verlassen und noch bei der Revolution haben die Lütticher durch ihre rasche Entschlossenheit, durch ihr schnelles Beitreten und den muthigen Zug nach Brüssel, so wie durch die Schlacht bei St. Walburgis nicht wenig zum günstigen Ausgange der Revolution beigetragen.

Die Kleidung des Wallonen, und ich spreche hier nicht blos von den Bauern und der untersten Volksklasse, besteht hauptsächlich in einem blauen leinenen Kittel (blouse), der um so eleganter erscheint, von je feinerem Stoffe und je kürzer und neuer er ist.

Hierzu gesellt sich wo möglich ein glänzender Seidenhut und modische Beinkleider. Auf solche Weise sieht man in allen kleinen Städten und selbst noch in Namur die Bürgerklasse gekleidet, welche in diese Ausstattung einen gewissen Stolz setzt, und dadurch jedenfalls eine Art kräftige Nationalität bezeugt. So wenig gracios die eben genannte Kleidung ist, so wenig macht der Wallone auch in seinem Umgange auf französische Feinheit und Leichtigkeit Anspruch, in seinen Sitten wird man eher eine gewisse Roheit und Zurückhaltung als die Glätte und Zuverlässigkeit seiner südlichen Nachbarn bemerken. Dabei ist er jedoch gutmüthig und nur höchst selten artet ein Streit in der Schenke in eine ernstliche Rauferei aus. Das Hauptgetränk war bis auf die neuere Zeit Bier und für die

höhere Bürgerklasse der Wein des Landes, der in der Umgegend Lüttich's und vornehmlich bei dem Städtchen Huy auf den Hügelst am Ufer der Maas wächst und in den bessern Lagen einen, dem leichtern Burgunder ähnlichen Geschmack erhält. — Gegenwärtig übt aber, vorzüglich auf die untern Klassen, die durch die vielen Destillieren immer mehr um sich greifende Branntweinpest auch hier ihren verderblichen Einfluß aus.

Unter den Volksgebräuchen zeichnen sich einige durch ihre ganz besondere Eigenthümlichkeit aus. Hierhin gehört vor Allem der sogenannte Gramion. Im Frühjahr nämlich sieht man an den warmen Abenden nach der Arbeit Mädchen und junge Bursche zu je 20 — 30, aber jedes Geschlecht besonders, in langen Reihen sich die Hände reichend, die Straßen durchziehen. Diese verschiedenen Bänden singen Lieder gegen einander, wo denn vorzüglich von Seiten des männlichen Theils manche derbe Ausdrücke vorkommen, auch verketteten und verschlingen sich wohl die männlichen und die weiblichen Reihen unter einander, wobei es an manchem zärtlichen Druck und andern Liebesbeweisen nicht fehlen kann. So sich neckend und vernehmende, zieht man die Straßen auf und ab und das nennt man den Gramion, der unter der niedern Volksklasse der wirksamste Heirathsstifter ist. Findet der Gramion vorzüglich an gewöhnlichen Abenden und den Vorabenden der Volksfeste statt, so bieten die Letztern wieder neue Gelegenheit zur Vereinigung der jungen Leute dar. Damit die vorläufigen Kosten dieser Feste bestritten werden können, ziehen die gewählten Kirmeßbursche am Samstag Abend, mit Bändern geziert und Bandstücke gegen freiwilligen Beitrag austheilend, begleitet von der meistens höchst ärmlichen Musik, durch die betreffende Pfarrei der Stadt, vor jedem Hause spielend und eine Beisteuer sammelnd. Von dem so eingekommenen Gelde wird der Kirmeßbaum auf einem freien Plage aufgerichtet, in seiner Nähe eine Tribune für die Musikanten construirt und das Pflaster, des bequemern Tanzens wegen, mit Sand bestreut. Sonntag, Montag und Donnerstag werden dann wirklich von 4 oder 6 Uhr bis spät in die Nacht hinein, bei gewöhnlich sehr mangelhafter Beleuchtung, die Tänze ausgeführt, die meistens aus der etwas eigenthümlich ausgebildeten französischen Quadrille bestehen; ein Umstand, der we-

gen des Tanzplatzes von Wichtigkeit ist, da andre Tänze, wie Walzer und Gallopade auf dem Pflaster oder dem Lehm Boden unmöglich wären.

In manchen kleinern Städten, wie Huy, Andennes &c. nehmen selbst die höheren Stände an diesen Tänzen unter freiem Himmel Theil und es bildet sich dann neben dem Volke oder den Bauern, ein Contretanz der schönen Welt. Eine Vermischung findet jedoch dabei nie statt und wenn auch nur instinctmäßig, so wird doch der Unterschied der Stände streng beobachtet. Es versteht sich von selbst, daß die feinem Herrn die Musikanten reichlich bezahlen und von Lektorn bei der Größe des Tanzplatzes deshalb sehr gern gesehen werden; da der Ton der heifern Geige und der schreienden Clarinette in dem ganzen Umkreis leicht gehört wird, und, indem er stets den Rhythmus richtig bezeichnet, in größerer Ferne den Vortheil darbietet, die Mistöne weniger hervortreten zu lassen.

Ist auf diese Weise der Umgang unter den jungen Leuten und die Bildung von Bekanntschaften und Heirathen sehr erleichtert, so sind diese Lektorn darum doch nicht weniger einer Controle unterworfen, die von einem großen, moralischen Instincte des Volkes ausgeht. Wird es nämlich bekannt, daß ein Ehemann sich von seiner Frau schlagen läßt, so setzt man diesen selben Ehemann oder in neuerer Zeit seiner Statt einen Strohhann, verkehrt auf einen Esel, ihm den Schwanz statt des Zaumes in die Hand gebend und führt ihn unter allgemeinem Hohngelächter umher. Da die Heirath eines Wittwers ebenfalls dem Volksgeföhle widerspricht, so wird der Tadel darüber durch ein während mehrerer Wochen jeden Abend wiederholtes Charivari auf Kuhhörnern ausgesprochen, ein Gebrauch, der trotz geschärfter Verbote bis jetzt nicht unterdrückt werden konnte.

Bei den Kirchweihen auf dem Lande gesellt sich zu den obengenannten Festlichkeiten noch das Werfen nach dem Truthahne. Diese Ergöhlichkeit bietet in ihrer ursprünglichen Gestalt einen schlagenden Beweis von der Gemüthsroheit des Volkes dar, da sie eigentlich verlangt, daß der Truthahn lebend mit dem Kopfe auf einen 3 Fuß hohen, in die Erde eingerammten Pfahl festgenagelt wird. (Neuere Verordnungen bestimmen, daß das Thier erst geschlachtet werde, was denn häufig freilich selbst jetzt noch theilweise be-

folgt wird.) Mit 3 Fuß langen, 2kantigen, zolldicken eisernen Stäben wird nun, aus einer Entfernung von 20 — 25 Schritten, nach dem an dem Pfahle herabhängenden Thiere geworfen und derjenige, welcher so glücklich ist, durch einen geschickten Wurf den Hals des Vogels zu durchschneiden und letztern dadurch herabfallen zu machen, darf ihn als Braten mit nach Hause nehmen.

Einen großartigern Charakter als die nur die nächste Umgebung berührenden gewöhnlichen Kirmessen nehmen die Feste einiger berühmten Heiligen und vorzüglich das des St. Hubertus in dem gleichnamigen Städtchen ein, welches letztere, wenn es auch tief in den Ardennen liegt, doch noch zu dem Flußgebiete der Maas gehört und somit zum Wallonischen gerechnet werden kann. Lange Wallfahrtszüge, größtentheils zu Pferde, das in Holz geschnitzte lebensgroße Brustbild des heiligen Hubertus mit großem Jagdhorn an der Spitze, ziehen von Dinant, Namur, Huy und Lüttich her ein; der öde Flecken wird zur lebendig bewegten Stadt; Buden aller Art sind aufgeschlagen; ein großer Handel, vorzüglich mit Riemchen, welche das Horn des Heiligen berührt haben und gegen den Biß toller Hunde schützen, etablirt sich, Gaukler zeigen ihre Künste, Zahnärzte preisen in interessant komischer Beredsamkeit ihre Künste und Pulver an, Bettler und Reliquienhändler (Letztere gewöhnlich in theatralischer Pilgerkleidung) machen herrliche Geschäfte, Pferde werden ausgetauscht und verhandelt, hier würfelt man um eine Tabakspfeife, dort reitet man auf dem Carroussel, Alles natürlich, nachdem man in der Kirche die vorgeschriebenen Andachtsübungen abgemacht hat, kurz das Heilige vermischt sich so mit dem weltlichen, daß es am Ende schwer wird, Beides gehörig von einander zu sondern. Nachdem aber die verschiedenen Geschäfte besorgt und abgemacht sind, setzen sich die einzelnen Züge wieder in Bewegung, und meistens bringt man von solch' einer Wallfahrt eine so angenehme Erinnerung mit nach Hause, daß man sich im folgenden Jahre gern dazu versteht, auf diese Weise abermals Ablass seiner Sünden zu holen. —

Freilich hat der Katholicismus dadurch, daß er seinen Einfluß auf die Gemüther in politischer Hinsicht geltend machte, die liberale Partei dagegen wider diesen politischen Einfluß ankämpfte, viel von seiner Macht verloren; wie Viele, die sonst wenigstens äußerlich gute

